LEBENSBILDER SCHWÄBISCHER DICHTER



Wilhelm Hauff.

Ein

Lebensbild des Dichters

von

Dr. Julius Klaiber,
Oberstudienrath.

Stuttgart.
Verlag von Th. Knapp (früher H. Lindemann).
1881.

Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

m 18. November 1827 ist Wilhelm Hauff gestorben. Das sind nun mehr denn fünfzig Jahre — eine lange Zeit im Bewußtsein des Lebenden! Und doch könnte er wohl noch selbst unter uns weilen, die wir so manchen seiner trauten Genossen von damals noch frisch an Leib und Geist zu den Unsrigen zählen, während er, den sie in der fröhlichsten Jugendkraft allen voranstreben sahen, den jüngeren Generationen bereits einer längst entschwundenen Vergangenheit anzugehören scheint. So jung ist er dahingegangen. Aber es ist schön, als Jüngling im Herzen der Nachwelt zu leben; denn, wie Goethe in seinem Nachruf an Winckelmann sagt, „in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten."

Und leicht mag Wilhelm Hauffs Andenken noch ein zweites Halbjahrhundert überdauern: ist es doch für Viele mit Erinnerungen verknüpft, die zum theuersten Besitz des Herzens gehören, mit den Gedanken an das goldene Paradies der Kindheit und das erste Erwachen der jugendlichen Gefühle. Wie Vielen sind seine Märchen das Entzücken ihrer Knabenjahre gewesen, der Kalif Storch, der Zwerg Nase, der kleine Muck, der Affe als Mensch, — man braucht ja nur die Namen zu nennen, um das Bild von seligen Stunden wieder vor die Seele zu zaubern, da wir, in irgend einem Winkel verborgen, die Welt um uns vergessend, in das Morgenland

und seine fabelhafte Zauberpracht uns versenkten. Und traten wir dann später an jene ahnungsvolle Schwelle der beginnenden Jünglingsjahre, warfen wir von den Knabenspielen, von den engen Räumen des väterlichen Hauses weg die ersten Blicke hinaus in die Welt um uns her, zogen die ersten Regungen von Begeisterung und Thatendrang, die ersten halbscheuen Gefühle von Neigung und Liebe durch unser Herz, — wie hat da sein Lichtenstein die bebende Seele erfüllt, dieser Georg von Sturmfeder und sein zarter Liebesbund, dieser geächtete Herzog mit seinem stolzen: Si fractus illabatur orbis, dieser Pfeifer von Hardt, und das liebliche Bärbele und die runde Frau, und der gute Herr Dieterich von Kraft und die Landsknechte alle, der lange Peter mit seinem Canto Cacramento und der Hauptmann Muckerle vom achten Fähnlein und der Staberl von Wien und wie sie alle heißen — wir dürfen nur die ersten Seiten des Lichtenstein aufschlagen, so steigen sie wieder herauf, die köstlichen Gestalten, an denen wir uns einst geweidet, und mit ihnen die schönsten Jahre unseres Lebens, da die Welt noch so schön, so farbenbunt vor unsern Augen lag, wie sie eben im Lichtenstein erscheint. Und abermals später, wenn die Jugendlust im vollen Becher schäumte, und Wein und Liedersang das fröhliche Kraftgefühl zu kühnem Wagen und Hoffen erregte, da haben wir aufs Neue das Echo unserer innern Welt in jenem geistsprühenden Erzeugniß genialer Weinlaune, in den „Phantasien im Bremer Rathskeller“ gefunden.

Gewiß, Wilhelm Hauff ist noch heute der Liebling von Tausenden und auch der gereifte Mann mag wohl einmal die zerlesenen Bände von einst wieder öffnen, um in einer milden Mußestunde sich zurückzuträumen in die glücklichen Tage der eigenen Vergangenheit.

Ja, und wenn dereinst eine Zeit kommt, in der das junge Geschlecht nicht mehr in diesen von ächter Jugend umflossenen Bildern den Ausdruck seines Empfindens erkennt, wird noch immer sein Name weiter leben in zwei Liedern, durch die er den poetischen Besitz der Nation in Wahrheit bereichert und bis in die untersten Schichten bildend hinabgewirkt hat, in seinem „Morgenroth" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht."

Darum ziemt es uns auch jetzt noch, dem Andenken des Frühvollendeten den Zoll unserer Verehrung darzubringen und einen dankbaren Rückblick zu werfen auf „das junge, frische, farbenhelle Leben, den reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben", wie Uhland von ihm gesungen hat.

Wilhelm Hauff ist am 29. November 1802 in Stuttgart geboren. Die Familie war nicht von schwäbischem Ursprung: dem niederösterreichischen Landadel angehörig, war sie (wie z. B. auch die Hegel'sche), auf Güter und Ehren verzichtend, zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach dem protestantischen Württemberg geflüchtet, um ihrem Glauben treu zu bleiben. Der Großvater des Dichters, Herr Johann Wolfgang (geboren 1721, gestorben 1801) war Landschaftskonsulent in Stuttgart, eine der kräftigsten Stützen der ständischen Verfassung, wie er denn auch den Prozeß der Landschaft gegen den Herzog vor dem Reichshofrath in Wien (1770) großentheils durchgeführt hat. Er wohnte in dem damals der Landschaft gehörigen stattlichen Gebäude in der Kanzleistraße (Nr. 24), das jetzt im Besitz der Eisenlohr'schen Familie sich befindet. Es ist dasselbe Haus, welches der Dichter in seiner Novelle „Jud Süß" als das des Landschaftskonsulenten Lanbeck beschreibt, und vielleicht hat der Umstand, daß der schöne Garten desselben rückwärts mit demjenigen zusammenstößt, der einst dem allmächtigen Finanzdirektor und Kabinetsminister

gehört hatte, ursprünglich seiner Phantasie den Anstoß zu der kühnen Erfindung jenes Stoffes gegeben, dessen Ausführung ihm durch die in den Familienerzählungen lebendigen Traditionen landständischen Unabhängigkeitsgeistes ohnedies erleichtert war.

Denn auch der Vater des Dichters, August Friedrich (geboren in Stuttgart 17. Januar 1772), eine gewinnende Erscheinung von feiner Intelligenz und weltmännischer Bildung, dessen frühzeitiger Tod (im 37. Lebensjahr) allgemein bedauert wurde, war freisinnigen Ansichten zugethan, und selbst noch nach der Verheiratung wegen vermeinter Theilnahme an staatsgefährlichen Umsturzplanen plötzlich bei nächtlicher Weile auf den Asperg abgeführt worden, wobei eine Freundin seiner jungen Frau, die bekannte „Jungfer Hegelin", die Schwester des Philosophen, durch List und Klugheit die Verbindung mit der Familie zu unterhalten und das Loos des Gefangenen einigermaßen zu mildern wußte. Die harte Haft hatte aber doch seine Gesundheit in einer Weise erschüttert, für die ihm die nachherige rasche Beförderung im Staatsdienst keinen Ersatz bieten konnte.

Immerhin indeß dürfte auch bei Wilhelm Hauff, wie namentlich der ihm verwandte Justinus Kerner im Eingang zu dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" annimmt, die spezifisch dichterische Ausstattung wesentlich ein Erbtheil der Mutter sein. Denn diese, Hedwig Wilhelmine, geb. Elsäßer, war nun allerdings eine Frau von seltener Begabung, zumal nach der Seite der Phantasie. Noch heute sprechen ernste Männer, welche sie in ihren guten Jahren zu kennen das Glück hatten, mit Begeisterung von dem unvergleichlichen Reiz ihrer Unterhaltung, welche das Unbedeutendste zu heben und jeden Gegenstand, den sie berührte, mit Geist und innerem Leben zu erfüllen verstand.

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Juristen Karl Friedrich Elsäßer, der, ein geborner Stuttgarter, durch Herzog Karl persönlich von einem Lehrstuhl in Erlangen weg für die Karlsschule gewonnen, nach deren Aufhebung in das Regierungskollegium berufen und zuletzt an das Obertribunal versetzt worden war, das seinen Sitz damals in Tübingen hatte.

Die Vermählung des glücklichen Paares war am 27. August 1799. Ich besitze noch das Hochzeitscarmen, mit dem sich Joh. Chr. Fr. Haug, der Epigrammatist, ein Vetter der Braut, dabei einfand. Es zeugt in seinem warmen Herzenston, der seltsam zu den zopfigen Wendungen stimmt, von der allgemeinen Verehrung für „den sokratischen Gefährten“ und seinen „hohen Seelenfrieden“: er

„soll mit göttlichem Vergnügen
Sehn Vernunft und Wahrheit siegen,
Sehn die Menschheit hochentzückt.“

Auch dem Greis im Silberhaare, dem Landschaftskonsulenten, wird eine herzliche Huldigung dargebracht: der Dichter

„wünscht den Staaten
In Senaten
Deutscher Biederherzen mehr,
Die des Eigennutzes Knechte
Hassen und fürs Wahre, Rechte
Eifern, handlen so wie Er.“

Man sieht, es war ein Kreis von tüchtigen Menschen, der nur leider allzufrüh durch den Tod zerrissen werden sollte.

Die ersten Knabenjahre Wilhelms sind durch mehrfachen Wechsel des Aufenthalts zwischen Stuttgart und Tübingen bezeichnet: der Vater, anfangs Regierungssekretär, kam 1806 in gleicher Eigenschaft an das Obertribunal nach Tübingen, 1808 aber wieder nach Stuttgart zurück, wo er als Geheimer

Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einer ansehnlichen Zukunft entgegensehen durfte. Ein Jahr darauf starb er. Wilhelm war sieben Jahre alt. „Erinnerst du dich des Morgens," sagt er zu sich selbst in den Phantasien im Bremer Rathskeller, „als sie dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand du weinend küßtest, weinend, ohne zu wissen, warum? Denn konntest du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten, und mit schwarzen Tüchern zudeckten, konntest du glauben, daß sie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er schlummert nur ein Weilchen."

Um in der Nähe ihres Vaters zu sein, zog die so plötzlich aus einem schönen Lebensglück herausgerissene Wittwe wieder nach Tübingen. Ihr Erstgeborener, Hermann, war ohnedies von dem Großvater Elsäßer, dessen Liebling er war, in seinem Hause behalten worden, wo eine ältliche Haushälterin, die Jungfer Sitzlerin, mit steigendem Einfluß schaltete und sich seiner mütterlich annahm. Aber auch Wilhelm brachte den größten Theil seiner Freistunden im Hause des alten Herrn zu, dessen stattliche Bibliothek nun für beide der Schauplatz ihrer Knabenspiele und der liebste Ort ihrer Unterhaltung wurde. Man erinnert sich jener hübschen Stelle in den „Phantasien": „Und gedenkst du des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Büchersaal? Ach, damals kanntest du noch keine Bücher als den schnöden kleinen Bröder, deinen ärgsten Feind, wußtest nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder gebunden seien, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für dich und dein Vieh! Gedenkst du noch des Frevels, wie roh du mit der deutschen Literatur in kleinerem Format umgingst? Hast du nicht deinem Bruder den Lessing an den

Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen“ erbärmlich zudeckte? Damals dachtest du freilich nicht daran, daß du einst selbst Bücher machen werdest.“

Es ist dort wohl auch von dem alten Schloß in Tübingen die Rede und von den Spielen in den halbverfallenen Gängen und Verließen, im Keller und Zwinger. „O Himmel,“ ruft er aus, „wie schön ließ es sich dort spielen!“ Aber die lärmenden Uebungsspiele der Knaben im Freien verloren ihm doch bald ihren Reiz gegenüber von den Genüssen, welche das keimende Phantasieleben des Knaben in den Büchern des Großvaters und ihren zahllosen Bildern fand. Ja, diese Bibliothek wurde recht eigentlich die Schule, der er in Wahrheit viel mehr verdankte als Tübingens ehrwürdiger Schola anatolica.

Es waren merkwürdige Gegensätze, die beiden Knaben. Hermann, um zwei Jahre älter und über seine Jahre entwickelt, — der verdienstvolle Leiter des Morgenblatts durch 40 Jahre hindurch — war schon von Haus aus die tiefer angelegte Natur, der Zug seines Wesens auf gediegenes Wissen gerichtet. Er kannte keine größere Lust als Lernen, errang, von einem staunenswerthen Gedächtniß unterstützt, in der That bedeutende Erfolge und wurde so mehr und mehr der Stolz des alten Rektors Kaufmann, eines Originals von der alten Schule.

Von Wilhelm dagegen war wenig Gutes zu rühmen. Bei der Lage der Familie verstand es sich von selbst, daß er durch die Pforte des Landexamens gehe und Theologe werde, allein er zeigte eine verzweifelte Gleichgiltigkeit gegen die Grammatik der alten Sprachen. Schon der kleine Bröder erschien ihm als unerlaubte Marter, die griechischen Unregelmäßigen aber und das Hebräische, welches damals schon im

zwölften Jahr begonnen werden mußte, waren vollends für ihn Gegenstand entschiedenen Hasses. Das Zanken und Mahnen des alten Rektors, welcher nicht begreifen konnte, daß zwei so ungleiche Aepfel an einem Aste wachsen sollten, nahm er, schelmisch aus seinen blauen Augen blickend, mit großer Gelassenheit hin. Ohne Zweifel liegt ein persönliches Erlebniß aus dieser Zeit der reizenden Erzählung des jungen Garnmacher in den „Memoiren des Satan“ zu Grund: die Aufgabe des Rektors, wen sie für den größten Mann Deutschlands halten, löst er damit, die Helden seines Phantasiereiches, den tapferen Hasper a Spada, den kühnen Raugrafen von Dassel, den edeln Otto von Trautwangen zu vergleichen, um schließlich dem großen Thiodolf, dem Isländer, die Palme zu reichen: „Ich setzte mich hin und schrieb voll Begeisterung diese Rangordnung nieder; wohl zehnmal sprang ich auf, meine Brust war zu voll, ich konnte nicht alles sagen, die Feder, die Worte versagten mir, wohl zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungensten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers sprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konstantinopel ein Pferd nur ein wenig auf die Stirn klopfte, daß es auf der Stelle todt war u. s. w.“

Seine Welt war eben in Großvaters Büchersaal, auch nachdem er aufgehört hatte, in den Folianten nur bequeme Bausteine zu seinen Knabenspielen zu sehen. Stundenlang saßen die Knaben schweigsam mit den Büchern auf dem Boden: die deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts, die Romane von Smollet, Fielding, Goldsmith u. A., Schiller und Goethe waren bis zum 14. Jahre gelesen und wieder gelesen, und bei Wilhelm gesellte sich noch eine begeisterte Verehrung für die Fouqué'schen Romane und alles hinzu, was mit dem Ritter- und Räuberleben in Beziehung stand.

Gewiß hat man Recht, wenn man in den glücklichen Folgen, welche in diesem Fall eine sonst so entschieden bedenkliche Art der Selbstbildung gehabt hat, einen bemerkenswerthen Beweis für die ursprüngliche Kraft und Gesundheit seines geistigen Organismus findet. In Wahrheit fand die von Haus aus regsame und bei diesem Verfahren excessiv gesteigerte Phantasie ein wirksames Gegengewicht einerseits in einem früh entwickelten Drang, das Aufgenommene sofort wieder zu verarbeiten, und auf der andern Seite in dem heitern Temperament eines weltoffenen, mit regen Sinnen dem frischen, warmen Leben und seinen mannigfaltigen Erscheinungen zugewendeten Gemüthes. Es ist in dieser Hinsicht überaus interessant zu bemerken, wie verschieden diese „wunderliche Selbstbildung“, wie Hermann Hauff selbst es bezeichnet, auf die Naturen der beiden Brüder eingewirkt hat: während sich bei Hermann das Gelesene als fester Niederschlag von solidem Wissen und klaren, bestimmten Anschauungen ablagerte, wurden bei Wilhelm alle disparaten Stoffe von dem lodernden Feuer der früh entzündeten Phantasie lustig aufgezehrt, und während sich der ältere Bruder mit seinem strengeren Lebensernst und dem vorherrschend wissenschaftlichen Trieb fast wie eine fremde Erscheinung in dem häuslichen Kreise bewegte, in den er nach dem Tode des Großvaters zurückgekehrt war, und nur in einzelnen Momenten dem bizarren Humor die Zügel schießen ließ, schien der immer heitere, immer gesellige Wilhelm das Gelesene nicht rasch genug in selbständige und eigenartige Märchen und Erzählungen umgewandelt den beiden jüngeren Schwestern und ihren Gespielinnen mittheilen zu können, ohne daß übrigens diese von der Mutter geerbte „Lust zu fabuliren“ damals ein sonderlich günstiges Vorurtheil für den in der Schule so wenig brauchbaren Jungen erweckt hätte.

Auch in der damals neu errichteten Klosterschule zu Blaubeuren, wohin er im Herbst 1817, ein Jahr später als sonst herkömmlich, mit kaum zureichenden Kenntnissen aufgenommen wurde, blieb er neben den glänzenderen Talenten der Promotion ziemlich unbeachtet. Doch gewann er, der bisher ziemlich schwächlich gewesen war, an körperlicher Kraft und Gesundheit durch die frische Bergluft des schönen Albthals, dem er stets eine dankbare Erinnerung bewahrte. Immerhin aber hatte er sich auch in seinen Studien so tüchtig vorwärts gearbeitet, daß ihm gestattet wurde, ein Jahr vor der übrigen Promotion, im Herbst 1820 die Universität zu beziehen.

Und nun erst fand er sich in die Verhältnisse hineingestellt, in denen sein lange verhaltenes Talent, freilich noch geraume Zeit ihm selbst unbewußt, sich frei entfalten konnte. Wohnte er in den ersten Jahren auch im Stift — später in einem stillen Stübchen bei der Mutter (in der Haag'schen Brauerei in der Haaggasse) —, so glaubte er sich doch „jetzt schon gegenüber der düstern, nur für das Wissen geschaffenen Einsamkeit seines bisherigen Klosters in die freie Welt versetzt", denn die Behandlung war ziemlich liberal und der Ephorus, der ihn bald überaus lieb gewann, sah ihm Manches nach.

Seine theologische Bestimmung machte ihm wenig Beschwer: er bekam zwar in der Folge zum Theil vorzügliche Zeugnisse in den Prüfungen, und die sieben noch vorhandenen Predigten zeigen bei poetischer Auffassung eine schlichte Textauslegung im herzlichsten Gemüthston. Aber mit Lust und jugendlicher Begeisterung warf er sich in das fröhliche Leben der studentischen Kreise. Als wäre sein Herz eigens für Freundschaft und fröhliche Geselligkeit geschaffen, so labte er sich mit unendlichem Entzücken an dem Widerhall seiner Empfindung in

verwandten Jünglingsherzen. Es war die Blütezeit der Burschenschaft, es waren die Jahre, in denen die deutsche Universitätsjugend sich als die Trägerin der nationalen Zukunft, und die erhabenen Vorstellungen von Freiheit und Einheit des Vaterlandes wie einen heiligen Hort ihrer Hut und Bewahrung vertraut empfand. Diesen ernsten Hintergrund des heitern studentischen Treibens, doppelt ernst und bedeutsam durch die eben sich regenden Anzeichen einer systematischen Verfolgung, fühlte Wilhelm Hauff in begeistertem Herzen, und wie er zumal bei den Waterloofesten, welche damals die weihevoll begangenen Bundesfeste jener geistigen Verbrüderung bildeten, in Lied und Rede dem mächtigen Drang der Gemüther den gemeinsamen Ausdruck zu geben sich veranlaßt fand, so hat gewiß der ideale Schwung des damaligen Lebens dazu beigetragen sein Inneres zu vertiefen.

Und doch zeigt sich hier aufs Neue die harmonische Fügung seiner innern Natur: das Uebermaß, die mancherlei Auswüchse, welche jener Richtung in ihrer äußern Erscheinung anhingen, weckten sofort den Schalk in ihm, und in schöner Natürlichkeit schritt er durch eine Zeit hindurch, die manchen Andern von ähnlicher Jugendglut zum Theil in seltsamem Gewand erscheinen ließ.

Aber die eigentliche Heimat fand Hauffs jugendlicher Sinn in einem engeren Kreis innerhalb des großen Bundes der Burschenschaft, in einem trauten Verein von innig verbundenen Freunden, der sich selbst die „Kompagnie“ zu nennen pflegte. Mit die Lustigsten zu ihrer Zeit, aber tüchtige Menschen und in der glücklichsten Mischung der Naturen gesellt, haben sie sich die Studentenjahre zu einer Quelle beglückender Erinnerungen gestaltet, und wie sie unter sich die Freundschaft von damals ein langes Leben hindurch bewahrten, so

haben sie auch den verstorbenen Genossen noch an ihren Frauen und Kindern die Treue gehalten.

Ihr Mittelpunkt und der unbedingte Liebling aller war schon damals unser Dichter, der (nach einem ältern Träger seines Namens) als Bemperlein, „der Seelenhirtschaft Anbildling“, in den Listen der Kompagnie figurirte. Hier, im warmen Hauch eines herzlichen Frohsinns, entfalteten sich schön und reich die Blüthen seines innern Wesens, hier erfuhr er zuerst die Gewalt, welche sein liebenswürdiges Talent über gleichgestimmte Seelen zu üben fähig war, hier gewann er jenes jugendlich kecke Selbstgefühl, das ihn zu seinen frühen Triumphen befähigte.

Noch ist eine Anzahl von Scherzgedichten vorhanden, zu denen Persönlichkeiten oder Vorgänge in der Kompagnie den Anlaß gaben; sie sind im Allgemeinen von der Art, wie sie wohl zu allen Zeiten die köstliche Sonne des studentischen Humors erzeugt, aber zugleich durch einen Zug von feinem Witz und sicherer Komik in hervorragender Weise bezeichnet. Noch ist auch ein Heldengedicht von stattlichem Umfang vorhanden, in der Art von Zachariäs unvergänglichem „Renommisten“, die „Seniade“ betitelt, vom Jahre 1822, in vier Gesängen. In hochtönenden Alexandrinern und im Stil des heroischen Epos, aber zugleich mit Wieland'scher Grazie und Leichtigkeit schildert es die unsterblichen Heldenthaten, welche „der Sproß vom Stamme Hauff“, genannt Seni (ein entfernter Vetter des Dichters), im Kampfe mit dem Senior der Schwaben zur Ehre der deutschen Burschenschaft verrichtet habe; der Olymp selbst wird zur Verherrlichung der Szene aufgeboten, und wie bei Homer die Kämpfe um Ilion in den himmlischen Regionen sich fortsetzen, so entbrennt hier zwischen Armin, dem Schutzgeist der Burschenschaft, und

„Comment“, dem Genius der Corps, die Fehde in den lichten Höhen. Die Dichtung, die theils wegen des Gegenstands und seiner persönlichen Beziehungen, theils wegen der vielfachen Nachlässigkeiten in Sprache und Reim*) niemals zum Abdruck gelangt ist, hat darum doch für den Einblick in die innere Entwicklung des Dichters ein *ungemeines* Interesse: sie zeigt, daß der Zwanzigjährige in überraschender Weise bereits völlig fertig und abgeschlossen ist. Nicht bloß daß die Vorzüge alle, welche man später an ihm bewunderte, hier schon in ursprünglicher Frische sich vorfinden, — geradezu erstaunlich ist die virtuose Sicherheit, mit welcher der jugendliche Dichter sofort beim ersten Anlaß seinen Stoff beherrscht, das bunte Gewirre schlichtet und ordnet und in die angemessene poetische Form ergießt. Eine Probe mag für den Eindruck des merkwürdigen Stücks genügen. Ein Abgesandter Seni's macht sich auf den Weg, um seine Forderung an den Senior zu überbringen; er wird Pharsolié genannt.

Wagst Du's, Kalliope — zu scheu in solchen Dingen —
Pharsolié's Gestalt und Mienen zu besingen?
Pharsolié's, vor dem die Grazien entfliehn,
Pharsolié's, der hier nach Seni's Wunsch erschien?

Wie wenn ein junger Bär, erzeugt in Nordens Wäldern,
Nach unsrem Land entführt von jenen eis'gen Feldern,
Dressirt von Menschenhand, nicht sehr manierlich geht,
In plumpem Takte tanzt, auf zott'gen Füßen steht:

So mein Pharsolié, an Höh' gleich Elephanten,
An Stärke Löwen gleich aus Libya's fernen Landen:

*) Das Originalmanuskript zeigt in der eilfertigen Schrift wie in der besondern Art der Korrekturen die Raschheit der wie in *einem* Wurf hingeschriebenen Schöpfung.

Wie, wenn der Büffel brüllt, erbebt der dunkle Wald,
So bebt vor ihm der Feind, wenn seine Stimme schallt.

Er bückt das hohe Haupt, die Thür ist ihm zu nieder,
Es dröhnet das Gemach von seinen Schritten wieder,
Wie finster droht die Stirn, wie rollt der wilde Blick!
— Es bebt der Senior vor seinem Aug' zurück. —

Aber fast noch bezeichnender für die nachherige Gestaltung seines Talents ist eine andere Humoreske in Prosa, welche ebenfalls der „Kompagnie" ihre Entstehung verdankt, vom Jahr 1823: „Briefe eines auf der Universität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart." Es mag ungehörig scheinen, von einer so leichthin gemachten und schon dem Gegenstand nach unbedeutend erscheinenden Arbeit eine ausführliche Probe zu geben; aber ich glaube, daß es für jene so oft aufgeworfene Frage, wie es möglich war, daß ein Dichter, der nur 25 Jahre gelebt, so viel hat leisten können, kaum eine bessere Antwort gibt, als die Mittheilung eines Stückes, das deutlich verräth, daß die Gabe der feinsten Lebensbeobachtung und der glücklichsten Wiedergabe des Beobachteten ihm schon lang vor seinem öffentlichen Auftreten in vollstem Maße zu eigen gewesen ist. Unter diesem Gesichtspunkte wolle man es freundlich entschuldigen, wenn ich den ersten dieser Briefe hier wiedergebe.

Tübingen, den 5. Mai (1823).

„Liebste Freundin!

Jetzt sind wir hier und es gefällt mir recht gut. Aber warum schreibst du mir denn gar nicht, ich habe dir ja doch gesagt, daß ich bei der Frau Prälätin wohne. Aber fast hätte ich vergessen, dir zu schreiben, wie's mir gegangen ist. Von der Reise will ich dir weiter nichts sagen; der Herr

Substitut hat uns noch zu Pferd begleitet bis F. Es hat uns recht weh' gethan beim Abschied, aber es ist jetzt eben so, und er hat mir auch noch Jacobs Frauenzimmerspiegel und ein grau merinoenes Halstuch mit Franzen geschenkt. Nun es ist für den Tabaksbeutel. Am Montag Abends 6 Uhr kamen wir hier an. Wie wir über die Bruck hereinfuhren, sahen wir schon Studenten und ich schämte mich recht, sie sahen so scharf in die Kutsche herein und ich hatte meiner Mutter Salopp an, und des Vaters Kutsch sieht anfangen auch so aus. Da dachten sie gewiß, ich sei eine rechte Landpomeranz. Die Frau Prälätin war sehr freundlich gegen mich und der Vater reiste am Dienstag früh wieder ab. Jetzt habe ich schon viel zu thun. In die Nähet gehe ich alle Morgen 8 Uhr zur Frau Ditzingerin. Dort ists zu schön! Es sind viele Mädchen da, zum Theil recht vornehme, aber sie sind nicht stolz gegen einen, wie Oberamtmanns Carline, die Wunder was glaubte, als sie damals von Tübingen kam. Ein neues Kleid habe ich mir jetzt machen lassen und die Mädchen sagen, man kenne mich gar nicht mehr, rothen Merino mit Garnirungen. Auch Krausen und einen Strohhut mit einem Winker. Ja, und in der Nähet hört man alles, was Neues vorgeht. So weit bring ichs nicht wie die, denn wie viel Studenten die kennen, das kannst du nicht glauben. Ich habe auch schon viele gesehen; wenn man aus der Nähet geht, stehen viele am Eck und passen auf uns und sind recht höflich; ich habe sie mir viel wilder gedacht. Um 10 Uhr habe ich auch Singstund mit noch Vielen. Es will freilich noch nicht recht gehen, aber doch werde ich am nächsten Sonntag, wo Concert ist, im Chor singen. Ich freue mich recht darauf. Wir ziehen alle weiße Kleider an und rothe Schärpen. Nach Tisch gehe ich hie und da mit

der Frau Prälätin spazieren, das ist mir aber gar nicht recht, denn sie macht so melancholische Spaziergänge, wie z. B. die Herrenberger Chaussee. Theils kommen aber auch die Mädchen aus der Nähet und holen mich ab. Da ists dann recht lustig. Wir gehen dann entweder am Museum vorbei oder über die Neckarbrücke, an beiden Orten ists dick voll mit Studenten; auch auf dem Wörth. Die Mädchen wissen allemal zum Voraus, ob man ein Compliment bekommt oder nicht. Unter den Studenten sind recht viele schöne, viel schöner als der Substitut. Man sieht eben immer mehr ein, daß man in so einem Landstädtle gar nichts hat. Und der Herr Substitut meinte auch, er seis; aber ich weiß jetzt wohl warum er mich vor den Studenten warnte. Gerade über von uns wohnt auch einer, ein Norddeutscher. Er ist recht groß und schön, und wie der singt und Guitarre spielt! Er sieht den ganzen Tag zu uns herüber und es ist mir wegen der Frau Prälätin unangenehm. Es ist eine wunderliche Frau und hat schon von Vorhänglein gesprochen. Aber ich bin ja den ganzen Tag nicht zu Haus, was kann er dann sehen? und er hat mich erst einmal gegrüßt, im Mondschein zum Fenster heraus, und hat nachher so schön Guitarre gespielt und gesungen, daß ich beinahe weinte. Ja es ist recht schön hier, liebe Emilie, wenn du nur auch einen Sommer hier wärest. Aber du wirsts auch gut haben, nicht wahr, die Offizier? gelt ich weiß? Lebe wohl und schreibe mir bald.

N. S. Schreibe mir auch ob es wahr ist, daß man wieder lange Leib trägt und die Schnalle auf der Seite. Amalie S. läßt dich grüßen, weißt sie hat dich vorigen Sommer in Boll kennen lernen. Adie."

Ist das nun nicht der ganze Hauff? und zeigt sich nicht eben hier, daß das Geheimniß der wunderbaren Wirkung

die er in seinen Schriften auf *uns ausübt, in* der köstlich naturfrischen Auffassung des *wirklichen Lebens und* seiner einfach natürlichen Darstellung zu *suchen ist?*

Wir überblicken jetzt schon klar die Frucht jener „wunderlichen Selbstbildung", von welcher der Bruder spricht: sicher in sich selbst beschlossen, innerlich befestigt und abgeklärt in einem Alter, in welchem sonst phantasiebegabte junge Menschen erst recht sich an die Erscheinung zu verlieren pflegen, tritt er mit hellen Sinnen und scharfer Beobachtung an das äußere Leben heran und füllt in herzlichem Behagen den innern Schrein mit der unendlichen Fülle der bunten Bilder, die sich alle sauber und fein in dem wohlbereiteten Spiegel seiner Seele malen, um sie dann, wenn die Stunde kommt, sei's im Gespräch, sei's mit der Feder, leicht und schlank aus dem Innern zu entlassen.

Und doch fehlte um jene Zeit noch ein wesentlicher Zug zu dem vollen Bilde von später, es fehlte noch der warme, beseelende Hauch der Liebe, es fehlte das lebensvolle Ideal im Herzen. Im Herbst desselben Jahres 1823 führte ihn ein lustiger Ferienausflug mit einem vertrauten Genossen nach Ulm, von dort den Strom hinab auf einer „Ulmer Schachtel" nach Donauwörth. Von der Nähe verlockt, wandte er sich nach Nördlingen; dort lebte ihm eine nie gesehene Tante seines Namens, eine wohlhabende und geistig regsame Kaufmannswittwe. Glückliche Wochen verflossen ihm in dem lebensheitern Kreis, dessen Mittelpunkt das stattliche und weltmännisch bequeme Haus war, und dessen Sonne für unsern Freund mit jedem Tage mehr die hübsche Cousine wurde. Mit einem tiefen Eindruck im Herzen kehrte er in die Stiftsmauern zurück; ein Briefwechsel, anfangs mit der Tante, dann mit der Tochter knüpfte an die süßen Erinnerungen an, wurde

wärmer und wärmer und führte im Frühjahr 1824 zur Verlobung mit der lieblichen Louise. Und nun erst erfüllte sich ganz die schöne und edle Anlage seiner Natur: er hat tief und innig und treu geliebt, und, wie es ihm Bedürfniß war, die holde Erscheinung der Geliebten mit den höchsten Gaben des Geistes und Gemüthes auszustatten, so hat diese reine und wahre Liebe alles Edle und Hochsinnige aus den Gründen seiner Seele wach gerufen und zur herrschenden Kraft seines innern Lebens erhoben und hat dem tief und still Beglückten jenen goldenen Duft um die Wirklichkeit der Dinge gewoben, der seinem scharfen Blick ihre „kahle Deutlichkeit" verhüllte.

Es ist rührend, wie er nun mit allen Kräften strebt, sobald wie möglich zu dem Besitz der Geliebten zu gelangen. Und doch erkennen wir hier abermals das glückliche Ebenmaß seines Wesens, das ihn, im Unterschied z. B. von seinem frühern Compromotionalen Ludwig Bauer, vor der Gefahr bewahrt, der liebenden Sehnsucht die Zukunft der eigenen Entwicklung zum Opfer zu bringen. Die Hoffnung des glücklichen Paars ist anfangs auf eine Pfarrei in der Nähe Nördlingens gerichtet, deren Patron bereits für den Plan gewonnen ist. Inzwischen ist aber die Begabung des so lange Verkannten nicht blos in den Kreisen der Freunde zu offener Anerkennung gelangt, und nun ist es besonders der damalige Konsistorialrath (nachmalige Prälat) Klaiber, der den ihm eben damals auch verwandschaftlich näher getretenen jungen Mann mit herzlichem Wohlwollen vor verfrühter Heirath warnt und ihn darauf hinweist, durch Vollendung seiner Ausbildung, zumal durch eine wissenschaftliche Reise, sich zu einer Professur an der Landesuniversität vorzubereiten. Als angemessenes Mittel hiefür empfahl er zugleich für die nächsten Jahre die Hauslehrerstelle bei dem damaligen Kriegsrathspräsidenten v. Hügel

in Stuttgart, für welche er ihn in erster Reihe vorzuschlagen bereit war.

Hier ist der entscheidende Punkt in Wilhelm Hauffs Leben. Der Kampf wird ihm nicht leicht. Zwar die Professur lockt ihn nicht, aber seines Talents und damit seines Berufs, seiner Verpflichtung ist er sich klar geworden. So weist er die sehnsüchtige Ungeduld zur Ruhe, „denn,“ meint er, „ein Pfarrer von 22 Jahren ohne alle Erfahrung ist etwas Arges und ein Ehemann, der gerade vom Studenten herkommt, nicht viel besser,“ und erwirkt auch von der Braut die Zustimmung zum Warten.

Die Stellung im Hügel'schen Hause, in welcher er vom 27. Oktober 1824 bis 30. April 1826 verblieb, ermöglichte ihm einerseits den Verkehr mit Mutter und Schwestern, welche inzwischen wieder nach Stuttgart gezogen waren, und mit einigen Tübinger Freunden (vgl. die Schilderung im Eingang der „Bettlerin vom Pont des Arts“), andererseits gewann er dadurch die glückliche Sicherheit des feinen Welttons, welche seiner schönen und im besten Sinne eleganten Erscheinung so wohl zu Gesicht stand. Die Ferien führten ihn gewöhnlich auf die Güter des Vaters der Frau v. Hügel am unteren Neckar (im „Bild des Kaisers“ gezeichnet), oder erweiterten sie durch Reisen seinen Gesichtskreis.

Die Liberalität des ihm wohlgeneigten Ministers gestattete ihm nicht nur aushilfsweise Predigten an der Schloßkirche zu übernehmen, welche vielen Beifall fanden, sondern ließ ihm auch reichlich freie Zeit zu Studien und Arbeiten. So bestand er, noch in der Voraussetzung, durch Herrn v. Hügel eine gute Pfarrstelle zu bekommen, im Frühjahr 1825 mit günstigem Erfolg die höhere Dienstprüfung. In überaus frischer Weise schreibt er hierüber in einem Briefe, wie er von Fieber und

Halsschmerzen am entscheidenden Morgen geplagt auf Wunsch des Ministers dessen Wagen benützt. „Da hättest du nun die Gesichter sehen sollen, die aus dem Consistorio herausschauten. Ein prachtvoller Stadtwagen mit Glasfenstern, herrliche Pferde mit schönem Geschirr, der Kutscher in voller Livree, ein Bedienter hinten droben! Vor dem Consistorium schreit der Kutscher: Brrr; die Pferde stehen, der Bediente fliegt heran, öffnet feierlich die Glasthüre, schlägt die reichgestickten Tritte auseinander, ein Paar seidene Strümpfe werden sichtbar, ein Arm mit einem prächtigen Patenthut kommt heraus — wer mag es wohl sein? — — der Magister Hauff!! Heißt das geistliche Armut, höre ich die Herren sagen, heißt das christliche Demuth?“

Aber schon im Februar desselben Jahres finden wir in seinen Briefen die erste Andeutung von literarischen Plänen; im Frühjahr wandte er sich mit der Anfrage wegen der „Memoiren des Satan“ an Franckh, im Herbst erschien von seiner Hand bei Metzler ein „Märchenalmanach für das Jahr 1826“. Er begann in der bekannten Einkleidung der Karawanenerzählung mit dem köstlichen Kalif Storch, brachte weiter das Gespensterschiff, die Geschichte von der abgehauenen Hand, die Errettung Fatme's, den kleinen Muck und den falschen Prinzen. Es waren die Stücke, die er, meist nach Eindrücken aus der Zeit seines Lesehungers, oftmals und in immer glücklicherer Ausschmückung seinen beiden Schwestern und jetzt wieder seinen Zöglingen erzählt hatte. Der Erfolg war günstig, ja geradezu glänzend, und er hatte bei ihm selbst die glückliche Wirkung, daß nun mit einemmale alle Quellen seines reichen Talentes geöffnet, seine schaffende Phantasie wie mit einem Zauberstabe berührt schien.

Denn nun beginnt eine Produktivität von so wunderbarer

Triebkraft, daß man eben nur durch die oben gezeichnete Geschichte seiner innern Entwicklung eine so singuläre Erscheinung zu deuten vermag. In dem einzigen Jahre 1826 erscheinen — um von einzelnen Gedichten und kritischen Aufsätzen (z. B. einer noch im Manuskript vorhandenen sehr eingehenden und tiefdringenden Besprechung Walter Scotts und seiner sämmtlichen Romane im Einzelnen, als Vorarbeit für den Lichtenstein) nichts zu sagen — nicht nur zwei Novellen, Othello (in der Abendzeitung) und die Sängerin (im Frauentaschenbuch für 1827), dazu die allerliebste Skizze: Freie Stunden am Fenster und der Märchenalmanach für 1827 mit dem Scheik von Alessandria, dem Zwerg Nase, dem Juden Abner, dem Affen als Mensch und der Geschichte Almansors, sondern auch gleich drei Romane in einem Jahr, zunächst die Memoiren des Satan (erste Hälfte), dann der Mann im Mond und endlich der Lichtenstein. Und wie verschieden sind diese Schöpfungen, wie völlig eigenartig zumal jeder der drei Romane: die Memoiren im phantastisch-satirischen Genre mit romantischen Ingredienzien nach Hoffmann-Callot'scher Manier, der Mann im Mond im Clauren'schen Modestil und nun gar der Lichtenstein, ein historischer Roman nach Walter Scott'schem Vorbild! Schon für die einfache Abfassung, für das Entwerfen und Niederschreiben scheint die Zeit der zwei Jahre seit dem Abgang von der Hochschule — denn die Memoiren jedenfalls waren zu einem guten Theil schon 1825 geschrieben — kaum auszureichen, selbst wenn man die augenscheinlichen Zeichen von Flüchtigkeit in allen diesen Werken und andrerseits die wunderbare Sprachgewandtheit des Verfassers in Anschlag bringt, dem nie das treffende Wort zu versagen und der Stoff wie von selbst und mühelos in die angemessene Form sich zu ergießen scheint, wie dies abermals der Anblick der noch vor-

handenen Manuskripte deutlich zeigt. Aber noch mehr: man sieht, es sind mit diesen drei Werken drei Stufen der innerlichen Entwicklung bezeichnet, drei Stadien des Fortschritts, der die gährenden und unlautern Elemente des Zeitgeschmacks allmählich von sich ausstößt, um sich schließlich im Reinsten und Kräftigsten, was die Zeit bot, zu fixiren. Und nun denke man, in wie kurzer Zeit sind diese Stadien durchlaufen! und wie erregt, wie mächtig pulsirend muß also das innere Leben des Dichters in diesen merkwürdigen Monaten gewesen sein!

Wie im Sturme war nun Wilhelm Hauff der erklärte Liebling der deutschen Lesewelt geworden. Und das wollte immerhin etwas heißen in einer Zeit, in welcher die Sucht, Romane und Novellen zu schreiben, fast zur allgemeinen Manie geworden war und die Zahl der Belletristen, welche in Büchern, in Zeitschriften, in Taschenbüchern, in Almanachs u. s. w. für die Unterhaltung des Publikums thätig waren, auf wohl zweihundert angeschlagen wurde, worunter etliche und sechzig schriftstellernde Damen!

Schon die „Memoiren des Satan," welche anfangs anonym erschienen („herausgegeben von . . . . f"), lenkten durch die kecke Sicherheit der mit unerhörtem Muthwillen und doch so überaus graziös gehandhabten Satire die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter, dessen Name nicht lange verschwiegen blieb; und in Tübingen zumal, mit dessen Zuständen und Persönlichkeiten sich der erste Abschnitt beschäftigt, wurde das Erscheinen des Buchs zu einem Ereigniß, dessen drastische Wirkung die Schwester des Autors, welche ahnungslos auf Besuch dahin gegangen war, in ergötzlicher Weise zu sehen und zu fühlen bekam.

Als nun aber so kurze Zeit darauf derselbe junge Mann

sich jene verwegene Mystifikation mit dem Namen des gelesensten Modeschriftstellers H. Clauren erlaubte, als der Geheime Hofrath Carl Heun in Berlin als Träger dieses Autornamens den Hauff'schen Verleger gerichtlich belangte, als in der politischen Grabesstille des damaligen Lebens dieser literarische Prozeß die Verhältnisse einer öffentlichen, alle Welt interessirenden Angelegenheit gewann, da war der Name Wilhelm Hauff mit einemmale berühmt geworden, und leichten Blutes konnte er die verurtheilende Sentenz des Eßlinger Gerichtshofs verschmerzen.

In der That hatte Hauff allen Grund, dem literarischen Gegner für seine gerichtliche Klage dankbar zu sein, weil nun erst sein Standpunkt völlig klargestellt wurde. Denn an und für sich hatte der „Mann im Mond“ die Absicht Clauren vor dem Urtheil des Publikums zu prostituiren wohl nur unvollkommen erreicht, und schon damals meinten Manche, wer einen schamlosen Schriftsteller durch übertreibende Nachahmung seiner Manier an den Pranger stellen wolle, dürfe nicht über diese Nachahmung eine liebenswürdige Grazie ausgießen, die das verhöhnte Urbild niemals besessen habe; ja man wollte sogar wissen, der junge Schriftsteller habe ursprünglich bona fide seine Erzählung im herrschenden Geschmack der Zeit entworfen, und ihr erst nachträglich, unter dem Einfluß geläuterten Urtheils, durch Einfügung von karikirenden Zügen die satirisch-polemische Wendung gegen den widerlichsten Vertreter dieses Zeitgeschmacks gegeben. Wer aber auf die Individualität Wilhelm Hauffs achtet und insbesondere den entschiedenen Zug zur satirischen Opposition gegen die literarischen Zeitrichtungen in Anschlag nimmt, der mehr als uns lieb ist seine früheren Werke beherrscht, wird vielmehr überzeugt sein, daß es von Anfang an auf eine Karikatur ab-

gesehen war, daß aber das liebenswürdige Talent des Dichters, der eben nicht, wie sein Gegner, innerlich hohl und frech, sondern von einem reinen und hohen Ideal erfüllt und dieses auf die Dauer zu verleugnen nicht fähig war, die Satire nicht zur vollen Wirkung kommen ließ. Jedenfalls hat er, was ihm hier nur halb gelang, in geradezu vernichtender Weise in jener „Controverspredigt" geleistet, welche ein schönes Zeugniß für die Energie seines sittlichen Gefühls ablegt, und deren praktischer Erfolg für unsere Literaturzustände, ja für den literarischen und sittlichen Geschmack des Publikums überhaupt, nicht gering anzuschlagen ist.

Reiner und schöner aber als durch diese Werke hatte er nun durch den Lichtenstein die Sympathien der Leserwelt gewonnen. In ebenso glücklicher als durchaus selbständiger Nachahmung Walter Scott's hatte er mit feinem Takt und sicherem Gefühl des Herzens den vaterländischen Stoff gewählt, und wie ihn gerade diese Periode der deutschen Vergangenheit schon in seines Großvaters Büchersaal in Bild und Wort am entschiedensten angesprochen hatte, so wußte jetzt seine Phantasie eine Fülle von lebensvoll geschauten Gestalten und Situationen herzustellen, als hätten sie längst in seinem Innern geruht, und mit dem warmen Pulsschlag des Herzens zu beseelen, daß sie für Jedermann lebten. In der That, so jugendlich dieser Roman in mehrfacher Hinsicht sich anfühlt, in dieser kräftigen Bethätigung eines frischen und energisch bewegten Herzens, das in jedem Momente ganz und voll in seinem Gegenstande lebt und unwiderstehlich die Theilnahme des Lesers in Anspruch nimmt, erfüllt er in hohem Maße das Gesetz der Gattung, und der zarte poetische Duft, der für unser Aller Gefühl den Lichtenstein, die Nebelhöhle, den Herzog Ulrich und jene ganze Zeit unserer vaterländischen

Geschichte umzieht, wird stets ein schöner Ruhmestitel für Wilhelm Hauff und seine Dichtung bleiben.

Darum war er denn in ganz besonderem Sinn der Liebling seiner Landsleute geworden, die alles, was er schrieb, als vertrautes Gewächs des heimischen Bodens empfanden und sich freuten, Persönlichkeiten und Lokalitäten aus der nächsten Umgebung in seinen Schilderungen zu entdecken. Wie er den Stuttgartern in seiner „Bettlerin vom Pont des Arts“ recht ausdrücklich ihre Anlagen mit den regelmäßigen Nachmittagsspaziergängern vor Augen stellte und den Schloßplatz und die Boisserée'sche Sammlung (im späteren Polytechnikum) und den ersten Gasthof von damals, den König von England des Herrn Schwaderer (dem er, wie dereinst Schiller der Gustel von Blasewitz, an einem heitern Abend scherzhaft diese Verherrlichung zugesagt haben soll), so wußte man auch die versteckten Beziehungen mit Lust zu deuten: man zeigte auf dem Postplatz das Haus des Oberjustizraths Hasentresser, dem damaligen „Waldhorn“ gegenüber, man wußte den Medizinalrath Lange in der „Sängerin“ und den Kommerzienrath Bolnau zu benennen, der die Fensterscheiben am Palais zählen muß, um sich vor Emotionen zu hüten, und daß der „Russenschuster“ in den „Freien Stunden am Fenster“ niemand anders als der Bäcker Rupfer in der Büchsenstraße war, der sich durch Lieferungen in den Kriegszeiten ein Vermögen gemacht hatte, galt für ausgemacht.

So fanden die Landsleute des Dichters überall etwas, das sie „anheimelte“ und dadurch den Genuß des Lesens erhöhte. Und gewiß liegt hier eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der Hauff'schen Dichtung: sie gibt uns die Wirklichkeit ganz so, wie wir sie kennen, wie wir Tag um Tag mit ihr zusammenleben, aber zugleich verschönt von einem liebenswürdig

empfindenden Gemüth, in dem sie sich gespiegelt hat. Seine Bilder sind von einer schlagenden Realität des Lebens, aber sie sind leicht und graziös in die Sphäre der dichterischen Anschauung emporgehoben und von einem allerliebsten Schmelz umzogen. Daher kommt es auch, daß seine Gestalten so tief in uns haften, und wenn wir nach langer Zeit uns wieder einmal ihrer erinnern, merken wir an der Freude, die diese Erinnerung begleitet, wie nahe an unserem Herzen sie in uns schlummern.

Doch es ist Zeit, zur Erzählung seines Lebens zurückzukehren. Wenn wir uns über die Zahl der Produktionen wunderten, welche dem Jahr 1826 angehören, so steigt die Ueberraschung, wenn wir erfahren, daß er mehr als die Hälfte dieses Jahres auf einer Reise verbracht hat. Anfangs Mai hatte er die angenehme Stellung im Hügel'schen Hause aufgegeben. Nach einem Besuch bei der Braut in Nördlingen war er über Frankfurt, Mainz und Metz in langsamer Postwagenfahrt, von der er in seinen „Skizzen" ein anziehendes Bild gibt, nach Paris gekommen. Sechs Wochen verweilt er, alle Bildungselemente in sich aufnehmend, im Verkehr mit Landsleuten, namentlich Julius Mohl, und Franzosen, aber auch hier an seinen schriftstellerischen Arbeiten fleißig weiter schreibend, in der Weltstadt und reist dann über Belgien, Kassel, Göttingen u. s. f. nach Bremen, wo der würdige Rathskeller seine Phantasie zu ihrer vollendetsten Schöpfung erregt.

Ueber Hamburg kommt er nach Berlin, dem damaligen Mittelpunkt der literarischen Produktion und des ästhetischen Geschmacks, wo er, wie auch sonst in Deutschland, die herzlichste Aufnahme findet und durch den Reiz seiner Persönlichkeit angenehme Beziehungen knüpft.

Er schreibt von dort darüber an die Lieben in der Heimat: „Ich bin unaussprechlich glücklich: ich habe etwas geleistet und fühle, daß ich noch Höheres leisten kann; ich bin geachtet, geehrt, geliebt, und was das Höchste ist, ich weiß, daß zu Haus ein Wesen meiner wartet, das mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen wird.“

Auch der äußere Eindruck seines Wesens hatte sich nun in der gewinnendsten Weise vollendet. Die schlanke Gestalt, das blasse Gesicht vom dunkeln Haar umrahmt, die bestimmt und fein geschnittenen Züge mit der klaren Stirne und dem „spitzen Hauffischen Kinn“, die ganze Erscheinung in ihrer weltmännischen Sicherheit und ungesuchten Eleganz, die nichts Unfeines an sich oder um sich dulden konnte, öffnete ihm überall mit Leichtigkeit die Herzen, und das Bewußtsein seiner frühen Erfolge, statt, wie man wohl fürchten mochte, sein Selbstvertrauen zur Selbstüberhebung zu steigern, hatte vielmehr die unruhige Hast seines mächtigen Vorwärtsstrebens zu einer milden Freundlichkeit gedämpft, die sich trefflich mit der sicheren Bestimmtheit seines Auftretens mischte. Er selbst schreibt über den fünfwöchentlichen Aufenthalt in Berlin: „Ich wurde glänzend, fast wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum war alles neugierig auf den Menschen, der es gewagt, mit ihm anzubinden. Es geht mir, wie in einem Märchen: die berühmtesten Männer, Künstler, Schriftsteller, Buchhändler besuchen mich, Fouqué, Rauch, Schadow, Willibald Alexis, Devrient u. s. w.“ Und ein Nachruf von Willibald Alexis im Berliner Konversationsblatt vom 5. Dezember 1827 bestätigt, wie sehr er in Berlin durch „anspruchslose Bescheidenheit“ überraschte. „Er schloß sich mir mit herzlichem Vertrauen an; die satirisch herben Züge verschwanden aus dem

jugendlich edlen Gesichte, je mehr ich ihm in das klare Auge sah, und die Offenheit, mit der er selbst alle Mängel und Schwächen erkannte, konnte nur Vertrauen einflößen. Nie sah ich Jemand wie ihn eine herbe Kritik aufnehmen; er malte eher die Rüge noch schwärzer als sie gemeint war, und zeigte sich liebevoll dankbar für jede Warnung." Gewiß ein schönes Lob aus unbestechlichem Munde!

Ueber Leipzig, von dessen Buchhändlern er kein sehr schmeichelhaftes Bild entwirft, wendet er sich nach Dresden, um Tieck zu besuchen, welchen er lesen hört und von dem er „ungemein ehrenvoll" empfangen wird. „Da sitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutschland in die Schule gehen sollte, allein und verlassen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergvolk um den Abend(zeitungs)gott Th. Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramachen, Lustspielchen, Triolettchen, quacken lustig im Sumpf und halten sich für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem andern versichert, mit der Voraussetzung, der andre fahre retour."

Mitte November kehrte er in die Heimat zurück, sicher nicht ahnend, daß ihm fast genau nach Jahresfrist jene Reise anzutreten bestimmt war, von der kein Wiederkehren ist. Es war wenigstens ein Jahr des tiefsten, inhaltreichsten Seelenglückes. Im trauten Bund mit der innig Geliebten, der er mitten im Winter in Nördlingen angetraut wurde, eröffnete sich ihm eine freundliche Häuslichkeit: die hübsch gelegene Wohnung mit dem umfangreichen Garten — es war das sogenannte Heimburg'sche Anwesen auf der Höhe der Gartenstraße, das vor wenigen Jahren bei der Eröffnung der Kasernenstraße entfernt wurde — wo er an schönen Sommertagen am Fuß der alterthümlichen Stadtmauer im

Schatten mächtiger Bäume zu schreiben liebte, schmückte sich mit mancher sinnigen Gabe dankbarer Verehrer seiner Muse: hier hing, in Oel gemalt, der Fels vom Lichtenstein mit dem schlichten Jägerhäuschen von damals, ein paar farbige Skizzen aus dem Roman, die Bauernstube des Pfeifers von Hardt mit dem spinnenden Bärbele, Georg vor der Zugbrücke der Burg im nächtlichen Zweikampf mit dem geächteten Ritter u. s. f. zeigten sich darunter, und dort grüßte lieblich und zart die Kopie jener Dame im Federhut von der Wand hernieder, ein Geschenk der Brüder Boisserée. Heitere Geselligkeit verknüpfte ihn mit einem Kreis von alten Freunden oder literarischen Genossen, und auch die geschäftliche und ökonomische Seite seines Lebens hatte sich ganz nach seinen Wünschen gestaltet. Noch auf der Reise hatte der Freiherr von Cotta, ein alter Freund der Familie, dem Dichter, den man namentlich in Berlin zu fesseln versucht hatte, die Redaktion des Morgenblatts angetragen, deren wissenschaftlichen Theil der ältere Bruder Hermann übernahm, und an den lockendsten Anträgen von Verlegern in fern und nah war ohnedies kein Mangel.

Zunächst sollte dem Lichtenstein ein historischer Roman folgen, der den Freiheitskampf des Tiroler Volkes zum Gegenstand oder Hintergrund haben sollte, und wenige Monate vor seinem Tode hat er noch, um sich die lebendigen Eindrücke von Land und Leuten zu verschaffen, im August einige Zeit in den schönen Thälern der Etsch und Passeyer zugebracht, wurde aber vor der Zeit von einem schmerzlichen Heimweh zu der geliebten Frau nach Hause getrieben. Leider findet sich nichts auf dieses Romanprojekt Bezügliches mehr vor. Daneben war auch ein Ausflug in das dramatische Gebiet beabsichtigt: Julius Benedikt hatte ihn um ein Libretto für eine Oper gebeten, der Entwurf zu demselben — „das Fischer-

stechen" sollte es lauten — und ein paar ausgeführte Scenen, die ich besitze, beweisen auch auf diesem Gebiete, namentlich in der leichten Führung des Dialogs, die gewandte Sicherheit seines Talents. Nur wie eine Art von Nebenarbeit in den Pausen der größeren Entwürfe werden weitere Novellen geschrieben, die nun in Gehalt und Kunst der Komposition den innern Fortschritt des Autors verbürgen und namentlich den satirischen Zug völlig überwunden zeigen, das Bild des Kaisers, die Bettlerin vom Pont des Arts u. s. w., wird ferner der dritte Jahrgang des Märchenalmanachs mit dem Wirthshaus im Spessart, der Geschichte vom Hirschgulden, vom kalten Herz und andern Perlen in die Welt geschickt, und endlich als „Herbstgeschenk für Freunde des Weins" jene geistvollste und feinsinnigste Gabe gespendet, die „Phantasien im Bremer Rathskeller", welche, indem sie sein Talent im sicheren Uebergang zu der erfüllten Ruhe innerer Vertiefung und formeller Vollendung zeigen, für uns zugleich die wehmüthige Bedeutung eines Abschiedsgeschenkes haben.

Denn eben, als von allen Seiten die Glückwünsche der Freunde zu dieser Schöpfung eintreffen, in der sie die Ankündigung einer neuen und höheren Stufe seines Talentes begrüßen, eben als mit der Geburt eines Töchterleins das Glück des liebenswürdigen Dichters noch die letzte Krönung gefunden zu haben scheint, da ergreift ihn jenes tückische Nervenfieber, das ihn nach bangem Auf- und Niederschweben von Angst und Hoffnung am 18. November 1827 dahingerafft hat.

Es war ein furchtbar plötzlicher Schlag, erschütternd für die Mitlebenden, die starr, wie von jähem Blitz geblendet, standen, und tief betrübend auch für uns, die Nachlebenden, denen es im Herzen weh thut um die edeln Blütenkeime, die noch in dieser herrlich jungen Brust geschlummert; aber

in Wahrheit doch ein schöner Tod, so mitten im goldenen Sonnenschein des Lebens!

Die Leichenfeier am 21., bei der Grüneisen jene schönen Worte (s. Anhang) sprach, die schon damals so zutreffend das Wesen und die Bedeutung Hauff's bezeichneten, gab Kunde von der innigen Verehrung für den edeln Menschen, den Allen theuern Dichter. Die Freunde schmückten sein Grab, in das ihm 1844 die Tochter, 1867 die Wittwe nachgefolgt sind, zum dauernden Denkzeichen mit einem mächtigen Felsblock vom Lichtenstein und umpflanzten diesen mit Ephen, den sie vom Eingang der Nebelhöhle nahmen. Er hat schon längst mit seinen grünenden Ranken den ganzen Fels umschlungen und läßt nur die kleine Tafel von Bronze mit dem schlichten Namen des Dichters frei, der zusammen mit der Lyra dem fremden Besucher das theure Grab verräth. Denn gar mancher kommt im Laufe des Jahres, die Ruhestätte von Wilhelm Hauff zu sehen, und ab und zu bezeugt ein frischer Kranz, um die Leyer geschlungen, daß es noch immer Herzen gibt, die warm und dankbar für den Dichter des Lichtenstein und der Märchen schlagen.



Rede

nach

Wilhelm Hauff's Beerdigung

am einundzwanzigsten November 1827

gesprochen

von

Hofkaplan Grüneisen.

Wir haben sie vollbracht, die letzte und schwerste Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde schuldig waren. Noch sträubt sich unser Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr sei, was wir gesehen; und die Liebe, die seines heitern Lebens Fülle anschauend mitgenoß, kann sich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei seinen und unsern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schwestern um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erst ihm den süßen Vaternamen geschenkt, die Mutter seines Kindes blickt thränenlos zu dem Unerforschlichen empor, der seinen Frieden in das erschütterte Herz ihr senken wolle! Uns aber, seiner Jugend Genossen und Freunde, soll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuren unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild seines Lebens

zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben seiner kurzen und deßhalb nur um so geliebteren Erscheinung sollen in frischer Kraft vor unserem Geiste sich bewegen. Indem wir sie festhalten, wird sich an diesen Bildern unser Glaube beleben und stärken, daß er uns nur entschwunden, nicht verloren sei; und in solcher Betrachtung wird uns die Stunde seines Todes der freundliche Schlüssel werden, um die Bedeutung seines kurzen Lebens und schönen reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den ersten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel seines inneren Lebens, seine Schriften in jedem erzeugen müssen: ist es da nicht seine Heiterkeit, sein reger Lebensmuth, die Würze alles Daseins und Genusses, die muntere Laune, die jeder Erscheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei arglosen Herzen Anklang suchte und fand; der frische Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In diesem heitern Geist aber ruhte ein sinnendes Gemüth, ohne welches er sich selbst und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerksamen Auges auf die Gestalten seiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Brust; ein sinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menschenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Absicht, wie den schlimmen Willen, die unreine Neigung, den versteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preisen, zumal die heiligen Triebe seines Innern zu entfalten, aber auch mit schnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernster Rüge zu züchtigen verstand. Sein Witz floß aus einem edlen Herzen,

sein Zorn sprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeisterten Zunge. Nie hat sein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zartere Verhältnisse befleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden seiner Schritte. Wer unter uns ist von ihm gegangen und hätte sich dieser Güte nicht erfreut? Wer ist seinem Leben näher gestanden und hat sich von der Liebe nicht überzeugen müssen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe Verwaiseten übergegangen, unter der aufopfernden Pflege einer rastlos sorgenden Mutter genährt, auf alle Kreise seines Umgangs, auf alle Beziehungen seiner Thätigkeit sich erstreckte? Uns Allen und so Vielen nahe und ferne, denen Freund er gewesen im schönsten Sinne des Wortes, unvergeßlich wird uns bleiben das treue brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genossen einst erklärte, sein innerstes Gesetz, sein ganzes Wesen fordere, daß es sich anschließe, wo es Frohsinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend, und vornehmlich des akademischen Lebens, mit voller Hingebung an reine Geselligkeit zubrachte; das seine Begeisterung für die Wissenschaft, seine Liebe zur Kunst an die heiligen Bande der Freundschaft knüpfte, und in der Freundschaft nur dann Genüge fand, wenn es sich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinsten und größten Wünschen, welche sich in ihm bewegten, ja selbst mit all' den Mängeln, die es an sich selbst entdecken und belächeln zu müssen glaubte, aufschloß. Ungeschwächt wird des Gatten Bild vor der Seele des liebenden Weibes stehen, deren Liebe sein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Besitz er so sehnend rang, für die er einen so freundlichen Herd erbaut, und deren Leben er mit Gesangesgaben so reich geschmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen

wird unter Thränen seine Mutter, durch deren Brust so manches Schwert schon gedrungen ist, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen segnen, womit sie der Sohn immerdar, am glühendsten in seiner letzten Stunde, umschlang.

Mit diesem heitern Wesen, diesem sinnigen Geiste, dieser offenen, treuen Liebe, trat er der Welt entgegen, und sein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. „O Wonnezeit voll holder Träume!“ rief er jüngst beim Rückblick auf das Morgenroth seiner Kindheit.*) Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war sein ganzes Dasein auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geschwister; reiche Liebe der Braut und Gattin; Besitz wackerer Genossen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen seines Geistes ein Beifall, der seine bescheidenen Wünsche weit übertraf und seine Kraft zu neuen Anstrengungen reizte, ein Beifall, wie er selten einem der aufstrebenden Jünger der Kunst zu Theil geworden ist; die Befreundung mit den ausgezeichnetsten Geistern Deutschlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgesucht, zum Theil an seinem Herde aufgenommen; der Eintritt in einen seinen Neigungen und seiner wissenschaftlichen Richtung so ganz entsprechenden Wirkungskreis, und die schönsten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter seinen Zeitgenossen: dies Alles war ihm aufgeblüht; mitten aus diesem Garten seiner Freuden und Genüsse, von dieser Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweggenommen. Die heitere Lebensflamme ist erloschen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen, nicht ahnend, daß er sich selbst sein Bett

*) Phantasien im Bremer Rathskeller, 1827.

bestelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne sich winden werde.

Freunde! sollte dieses Leben voll Anmuth und Liebe todt, sollte mit den lieben blauen Augen seines Antlitzes auch das Auge seines Geistes geschlossen sein? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlösers eingedenk, in seines Vaters Hände seinen unsterblichen Geist befahl, wie seine Seele in den letzten Stunden seines Verweilens unter uns schon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Mensch gewesen, vor das Gericht der ewigen Liebe sich stellte! Ihr dürft den Glauben, der die Brust des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von euch weisen, wenn jemals euer Geist dem seinigen sich befreundet anschloß. In seinem Tode müsset ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geschrieben lesen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müssen diesem Tode, der so überraschend hereinbrach, und unsere Gemüther erschütterte, nicht nur seine drohende Außenseite nehmen, sondern auch die höhere Bedeutung desselben aufsuchen; wir müssen, indem wir durch ihn das Leben des Entschwundenen zu enträthseln beginnen, in die Führungen des geheimnißvollen Geistes, der die Geschicke des Daseins alle väterlich ordnet, mit christlich weiser Ergebung uns fügen lernen. War es nicht, als ob der Theure die Kürze seines Bleibens unter uns voraus empfunden hätte, da er so schnell und so mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmlosen Genusses leeren wollte; als ob er auf der kleinen Strecke seiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und schenken müßte, als Andere nach mühsamer Reise durch die Welt sich

deren rühmen dürfen; als ob es ihm Bedürfniß wäre, deßhalb so frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreise der Freunde goldene Feierstunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielseitigkeit dem Zuge seiner Kunst zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geschmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunst und sittlicher Würde zu streiten und seinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutschen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menschenlebens zu fesseln suchte? Es ist ihm geworden; sein Leben ist der schönsten Gedichte eines, die er uns gesungen. Es ward ihm geschenkt mit allen seinen Bildern und Träumen, Genüssen und Wonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es diese ungetrübte Klarheit vor unsern Blicken, diesen vollen Werth für ihn selbst behalten sollte, schnell vorüber gehen, nach dem Gesetze der Natur, wornach die seltensten und schönsten Blumen die Erscheinung nur weniger Stunden sind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken Dir, heiliger Gott, für dieses Leben unseres Freundes. Wir ahnen und preisen Deinen Rathschluß bei seinem Tode. Droben im Vaterlande der Geister, über die Gegensätze dieses irdischen Lebens erhaben, dem höchsten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und sieht lächelnd herab auf unsere Liebe, und Du trocknest durch stilles Andenken an ihn die Thränen derer, die seinem Herzen die Nächsten sind, und lässest über der dunkeln Gegenwart die Wolken sich zertheilen, und gibst Deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaiseten Liebling an ihr banges Herz drückend,

von Dir allein, der Du die Liebe bist und alles Lebens Quelle, ihren Trost erfleht!

Laßt uns denn hingehen mit einer stillen Trauer, mit einer Ergebung, seiner Liebe und unseres Glaubens werth! Und so oft wir künftig des Freundes gedenken, so oft an seinem Hügel die Sehnsucht nach seinem theuren Anblick sich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er selbst *) am Grabe seines Vaters uns vorsprach, nie vergessen:

Sei ruhig! Auch er schlummert nur ein Weilchen! Amen.

---

*) Phantasien im Bremer Rathskeller.

